



Tanzende Menschen im Hotel

Von Jürgen Bauer

© Otto Jekel & T+H/B.G., Wien, 2012

Wie erinnert man an etwas so Flüchtigtes wie eine Bewegung? Wie feiert man etwas so Vergängliches wie Tanz? Das Wiener Tanz*Hotel versuchte genau das im Mai mit einem ganz speziellen Projekt: 20 Jahre Tanzgeschichte und ganze 30 Aufführungstunden in nur 30 Minuten. Bert Gstettner feierte den Geburtstag seiner Gruppe im Theater Hama-kom mit einem Schnelldurchlauf durch das komplette bisherige Œuvre und versprach selbstbewusst: *All*Inclusive*. Wenn Tanz Bewegung in Zeit und Raum ist, hat der Choreograf hier eine sehr spezielle Zeitmaschine gebaut.

Diedrich Diederichsen hat in einer Lecture in Berlin vor kurzem die strengen Zeitverhältnisse in konventionellen Kunstformaten hervorgehoben und gemeint: „Natürlich wollen in den letzten Jahrzehnten alle aus dieser Zeitökonomie raus.“ Als Beispiele erwähnte er die Mikrodamen Wolfgang Bauers, die über 600 Jahre währende John Cage Aufführung in einer Kirche in Halberstadt oder Rodney Grahams 39 Milliarden Jahre währende Wagner-Paraphrase *Parsifal* (1882 – 38,969,364,735). Man könnte auch Douglas Gordons durchlangsame Abspielen auf 24 Stunden verlängerte Version von Hitchcocks *Psycho* erwähnen. Wo hier die Zeit ins fast Unendliche gedehnt wird, komprimiert Bert Gstettner sein bisheriges Werk auf etwas mehr als eine halbe Stunde, nicht einmal zwei Prozent der ursprünglichen Aufführungszeit. Es wäre nicht das erste Mal, dass Gstettner sich den Eigengesetzen der Zeit widmet. Schon in seinem Langzeitprojekt *Time*Sailors*, an dem er 1994 zu arbeiten begann und das 1998 eine Schleuseninsel im Donaukanal zum *Zeitschiff* erklärte, untersuchte

er Aspekte zum Thema Zeit wie „Ver-
vielfachung, Verlangsamung, Beschleu-
nigung, Rhythmus, und besonders die
Beziehungen zwischen Raum und Zeit“.
Es ist also nur konsequent, dass er diese
Fragen jetzt – fast zwanzig Jahre später
– wieder aufnimmt.

Seine künstlerische Arbeit begann
Bert Gstettner in den frühen 80er-Jah-
ren, der „Gründerzeit“, wie er sie selbst
einmal nannte. Immerhin war „Wien ein
bisschen später dran“, in anderen euro-
päischen Metropolen hatten sich schon
früher freie Tanzgruppen gebildet. 1992
– zur Zeit der „großen Eroberungsfeld-
züge auf der Suche nach Räumen“ – war
er schließlich soweit, „nach zehnjähriger
Vorarbeit eine eigene Gruppe zu grün-
den“ und fand für sein *Tanz*Hotel* eine
Fabrikhalle im 10. Bezirk, die großzü-
gige Studioräumlichkeiten bot. Dort
erarbeitete er gemeinsam mit Künst-
ler_innen verschiedenster Disziplinen
diverse choreografische Projekte. Der
fünfsackige Stern ist auch heute noch,
nach dem Umzug in die Leopoldstadt,
Symbol für diesen interdisziplinären An-
satz, bei dem „Tanz, Musik, Architektur,
Bühne und neue Medien in Zusammen-
hang mit dem Thema Zeit Ausgangs-
punkt sind“, wie es in einem Text zu
*Time*Sailors* hieß. In der Publikation
*Österreich Tanzt*¹ wurde Gstettner ein
Hang zum Skurrilen und Grotesken, zu
stark verzerrtem Körperausdruck atte-
stiert und beinahe etwas pikiert betont,
dass er für seine Aufführungen immer
wieder „artfremde Lokalitäten“ aufspü-
re. Tatsächlich war das Bespielen von
Schleuseninseln, Aulas und Schlacht-
häusern zwar direkte Folge des Fehlens
von geeigneten Aufführungsorten, aber
eben auch „eine sehr bewegte, dem
Metier entsprechende Beweglichkeit“.

Seit der Gründung hat Gstettner sein
*Tanz*Hotel* als „Zeitschiff“ selbst durch
zwanzig sehr unterschiedliche Jahre ma-
növiert, die nun im Nestroyhof gefeiert
wurden. So ziehen an diesem Abend
unter Verwendung unzähliger Bühnen-
bild- und Kostümteile kurze Szenen aus
vielen seiner dreißig Werke zur Musik
von fast zwanzig Komponisten am Pu-
blikum vorbei. Dabei wird deutlich, wie
wichtig für Gstettner der Blick auf den
Körper immer schon war. Was mit der
rhythmisierten Aufzählung von Körper-
teilen beginnt, widmet sich in der Folge
der Kraft und den Eigengesetzen des
Fleisches; immerhin gilt mit dem auf
der Bühne vorgetragenen Gedicht von
Konrad Bayer und Gerhard Rühm, auch
„Scheißen und Brunzen sind Künsten“.
So profan bleibt es natürlich nicht, und
wenn Gstettner mit nackten Füßen auf
einem Berg aus Tonscherben tanzt, wird
auch die Verletzlichkeit des Körpers
nicht ausgespart. In seinem Hang zum
Barocken ist die christliche Vanitas hier
immer nur einen Gedanken entfernt,
schließlich hat der Choreograf in seinem
*Liebes*Konzil* sogar Gott, Maria und Je-
sus höchst selbst auf die Bühne gebeten.
Spannend an dem kurzen Abend ist, wie
hier in der Konzentration und Verdich-
tung im Gegensatz zu den Brüchen und
Veränderungen eines Werkes vor allem
die Konstanten und prägenden Themen
in den Vordergrund rücken. Oder, in
den Worten von Bert Gstettner selbst:
„Es wird sichtbar, was meine Urmotiva-
tion hinter den Stücken ist.“

Im Programmheft sind Gstettners
Werke als „Zimmerliste“ aufgeführt,
vom Dachboden bis zum Keller sind
den einzelnen Aufführungen Räume
zugeordnet, die jeweils ganz eigene As-
soziationen und Emotionen wachrufen.

„Die Hotelmetapher war von Anfang an
wichtig für mich. Ich wollte die räum-
liche Vorstellung eines Hotels wachru-
fen, in dem unterschiedliche Räume be-
wohnt und beseelt sind“, meint Gstettner
selbst. Dass man ein Hotel immer nur auf
Zeit bewohnt, passt zu seiner flüchtigen
Kunst: „Nichts Festes haben, immer auf
Gastspiel sein“. Dabei hat er in den letz-
ten Jahren – gerade auch in einer Zeit,
in der die finanzielle Situation für sein
*Tanz*Hotel* immer schwieriger wurde –
viele neue Türen geöffnet und etwa in der
Zusammenarbeit mit Michael Turinsky
sein Interesse für inklusiven Tanz ent-
deckt. „Umso mehr ich mich ausgeschlos-
sen gefühlt habe, umso wichtiger war es
mir, noch mehr Türen zu öffnen und zu
integrieren anstatt auszuklammern.“

Wie also erinnert man an etwas so
Flüchtiges wie eine Bewegung? Wie feiert
man etwas so Vergängliches wie Tanz?
„Indem man im Medium selbst bleibt
und nicht etwa ein Video oder ein Buch
macht. Indem man etwas ganz direkt an
Tänzerinnen und Tänzer weitergibt. Es
geht ja immerhin um etwas Lebendiges,
sich Bewegendes. Das Festival ist auch
nur eine Zwischenbilanz, im Museum
wollte ich nicht landen.“ Gut, dass die
„Zimmerliste“ mit einem „to be contin-
ued“ endet. ||

¹ Amort, Andrea/Wunderer-Gosch, Mimi (Hg.):
Österreich tanzt. Geschichte und Gegenwart.
Wien, Köln, Weimar 2001

www.tanzhotel.at

Jürgen Bauer

ist Theaterwissenschaftler aus Wien mit
Spezialgebiet Jüdisches Theater. Er ist Au-
tor des Buches *NoEscape. Aspekte des Jü-
dischen im Theater von Barrie Kosky.*